



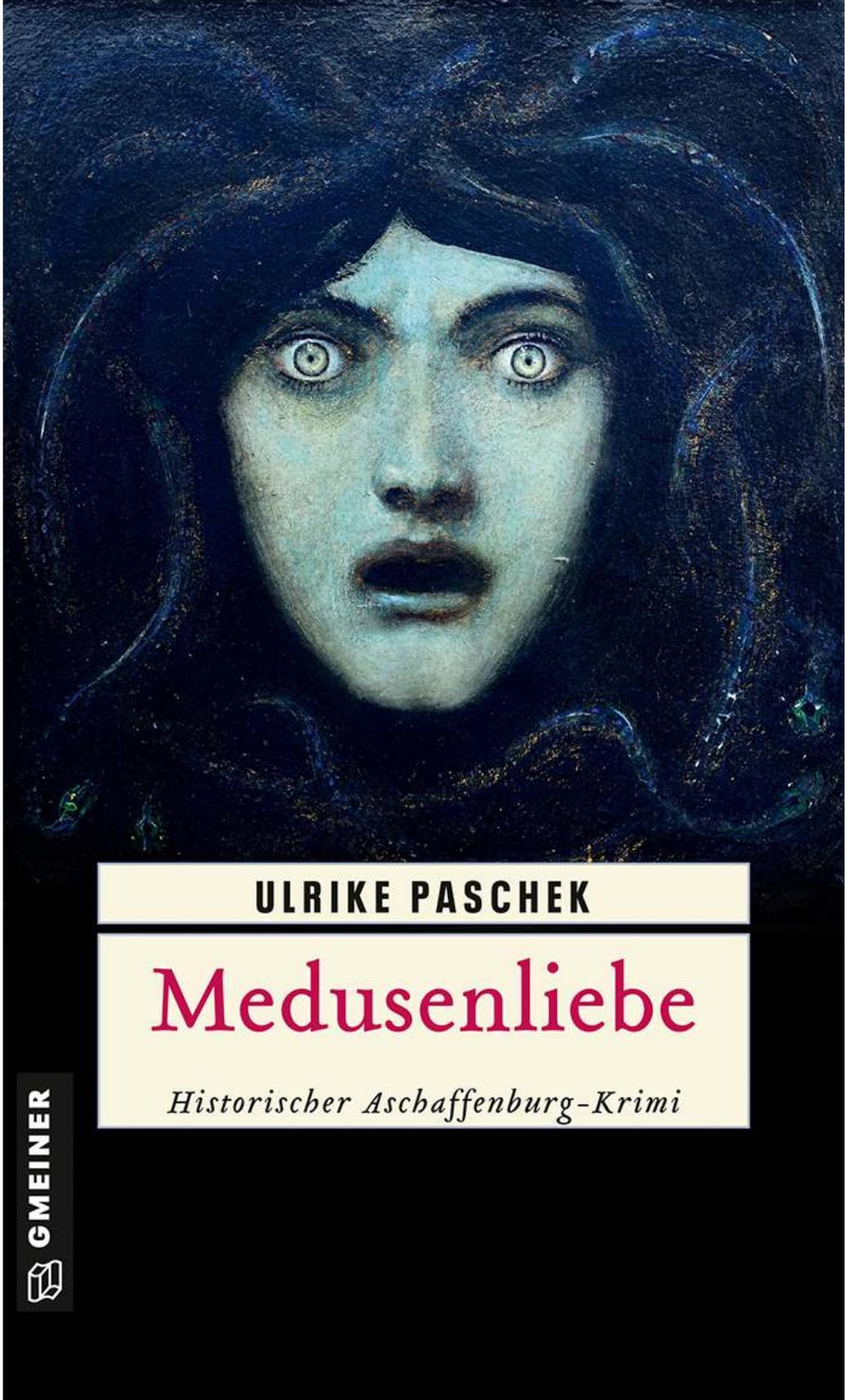
ULRIKE PASCHEK

Medusenliebe

Historischer Aschaffenburg-Krimi

GMEINER





ULRIKE PASCHEK

Medusenliebe

Historischer Aschaffenburg-Krimi

 GMEINER

Ulrike Paschek

Medusenliebe

Historischer Aschaffenburg-Krimi



ZUM BUCH

Aufruhr in der Gentil-Villa Im beschaulichen Aschaffenburg ist der Pumpenfabrikant Anton Gentil mit sich und der Welt zufrieden: Sein Sohn Otto hat der Münchener Bohème endgültig den Rücken gekehrt und beginnt in seiner Heimatstadt ein solides Leben unter den Augen seines Vaters. Die Pumpenfabrik floriert, sodass er jede Menge Geld hat, um die eigenwillige Kunstsammlung in seiner eigens dafür erbauten Villa zu erweitern. Nach einem Besuch in München bei seinem Künstlerfreund Franz von Stuck schenkt ihm dieser ein wertvolles Gemälde, die „Medusa“, das er zum neuen Prunkstück seines Grünen Zimmers macht. Doch als unerwartet Ottos unglückliche Liebe Mizzi mit ihrem Begleiter aus München auftaucht, wird dem »Pumpen-Anton« schnell klar, dass die Idylle bald ein Ende haben könnte, wenn er nicht entschlossen handelt. Kann es der findige Aschaffenburger mit den zwielichtigen Münchenern aufnehmen? Ein spannendes Ringen um Gentils wertvollen Schatz beginnt ...

Ulrike Paschek wurde in Aschaffenburg geboren und durchlief dort alle Instanzen bürgerlichen Lebens: Taufe, Tanzschule, Abitur. Nach Studienjahren in Passau und Tours und mehreren Stationen in Süddeutschland lebt die Philologin heute wieder in ihrer Heimatstadt, wo sie an einem Gymnasium unterrichtet und schreibt.

IMPRESSUM

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Bildes der: © Museen der Stadt Aschaffenburg

ISBN 978-3-8392-7132-2

TEIL 1

1

Wer an diesem Tag vor der düsteren Villa mit dem hohen schwarzen Dach stand, dem stieg ein Duft von Erbsensuppe mit Speck in die Nase, der aus dem geöffneten Fenster der Küche strömte. Deftig und ganz nach seinem Geschmack dampfte es dem Hausherrn aus seinem Teller entgegen und er wollte gerade genüsslich einen Löffel zum Mund führen, als es an die Hintertür klopfte. Unwillig ließ er den Löffel wieder sinken, doch Berta nickte ihm bereits wortlos zu, stopfte das grau-blaue Leinentuch hinter die glänzende Messingreling des Herds und wankte schnaufend mit schweren Schritten zum Hintereingang. Durch den Spalt, den die Tür ließ, bahnte sich ein später Sonnenstrahl den Weg ins Innere und durchschnitt die abendliche Szene: Die Suppe auf dem Herd blubberte vor sich hin, am Kleiderhaken hingen Staubmantel, Kappe und die dicke Wolljoppe des Hausherrn und vor ihm auf dem massiven Holztisch, neben dem schönen Steingutkrug voll mit kühlem Äppelwoi, lag ein krustiges Schwarzbrot, von dem er sich eine dicke Scheibe abschnitt, bevor er begann, den Teller damit auszuwischen. Berta verhandelte in gewohnt resoluter Stimmlage mit einem Mann. Post und Eismann waren heute schon da gewesen. Wer störte jetzt noch? Und warum kam Berta nicht zurück?

»Berta?«, erhob er seine Stimme. »Ist alles in Ordnung?«

Das Hin und Her an der Tür ging weiter, zu den Stimmen kamen schleifende und polternde Geräusche. Gerade wollte

er nachsehen, mit wem sein Zerberus so lange plauderte, als ein junger Mann in grauem Kittel die Tür aufdrückte, ein großes Paket halb schleppend, halb vor sich herschiebend; die zeternde Berta wackelte hinterher.

»Entschuldigung, Herr Schandel, Entschuldigung. Der hat sich nicht abhalten lassen, der bayerische Stoffel, der will persönlich bei dem Herrn Gentil sein Paket abliefern. Entschuldigung.«

Er mochte es nicht, wenn Fremde sein Haus betreten; er mochte es ja nicht einmal, wenn Freunde sein Haus betreten. Es war sein Reich, in dem er nicht gestört werden wollte. Berta wusste das, daher auch ihr schuldbewusster Augenaufschlag. Er blickte von Berta zu dem Eindringling, der ächzend ein schmales und hohes, aber offensichtlich äußerst schweres Paket vorsichtig auf einer Ecke abstellte, ganz absinken ließ und gegen den Küchenschrank lehnte. Der junge Mann zog seine Mütze ab und schaute schnell noch einmal über die Schulter auf Bertas imposante Erscheinung, die ihre Hand schwer neben dem Brotmesser auf die Anrichte stützte. Dann erklärte er in breitstem Bayerisch, dass er aus München hergefahren sei und das Paket nur dem Herrn Gentil persönlich übergeben dürfe.

Aus München? Da war er doch zwei Wochen zuvor erst gewesen, hatte ein sattes Geschäft abgeschlossen, seinen Freund Franz besucht und Otto. War das Paket von ihm? Löste er endlich seinen Haushalt dort auf und hatte einige Teile vorausgeschickt? Gentil besah sich das Paket vom Tisch aus, während er seelenruhig die Suppe weiterlöffelte. Der ungebetene Gast war verstummt und drehte nervös abwartend die Mütze vor seinem Bauch. Hungrig schielte

er auf den Suppentopf, wurde aber von Bertas durchdringendem Blick in die Schranken verwiesen.

Gentil, dem das nicht entgangen war, bedankte sich bei dem Fahrer und wandte sich Berta zu: »Führ den Herrn wieder hinaus, Berta, und gib ihm ein ordentliches Trinkgeld, damit er sich was zum Abendessen kaufen kann«, trug er seiner Köchin auf und ergänzte, bevor sie zu einem empörten Widerspruch ansetzen konnte: »Oder noch besser, gib ihm was von der Erbsesupp. Aber nicht hier drin. Drüben!«

Er nickte mit dem Kopf nach links, in Richtung anderer Straßenseite, wo sein Wohnhaus lag.

Während Berta tat, was ihr aufgetragen worden war, machte sie aus ihrem Widerwillen keinen Hehl. Sie seufzte theatralisch und begab sich schwerfällig wieder auf den Weg zur Hintertür, den jungen Mann aus München, der sein Glas und den dampfenden Teller balancierte, vor sich hertreibend, wobei sie diesmal das Geschirrtuch wie eine Kapitulationsfahne in ihrer linken Hand schwenkte.

Als die beiden verschwunden waren, stand Gentil auf, um sich eine weitere Portion aus dem Topf zu schöpfen, und warf im Vorbeigehen einen Blick auf das Paket. Es war perfekt quadratisch. Merkwürdig. Dann sah er den Absender. Mit einem Schlag war die Aufmerksamkeit nicht mehr bei der Erbsensuppe, sondern in München. Er erinnerte sich an seinen letzten Besuch.

2

Einige Wochen zuvor.

Gentil fuhr die Prinzregentenstraße entlang. Hoch über der Isar sah er das Haus seines Freundes weiß in der Sonne leuchten. Eine Villa wie für einen Fürsten hatte er sich bauen lassen. Gentil konnte sich erinnern, dass Franz lange überlegt hatte, wo er sich sein Atelier einrichten könnte. In einem Raum in der Villa? Oder besser in einem eigenen Gebäude, losgelöst von den Wohnräumen? Und wenn es ein eigenes Gebäude werden sollte, dann in Form einer byzantinischen Kapelle? Oder eines antiken Tempels, eines Tempels für seine Kunst? Ein orientalischer Palast mit vergitterten Fenstern wie in einem Serail? Die Idee mit dem Atelier hatte er gerne von Franz übernommen. Im Gegensatz zu ihm hatte er auch nicht lange überlegt, sondern ein Nebengebäude im Stil der Villa ergänzt, verbunden mit einer Garage für seinen Adler. Aber Franz war eben in allem viel exzentrischer, vielleicht lag das an der Großstadt. Alles musste exotisch und luxuriös sein, etwas geheimnisvoll und dunkel, aber immer extravagant und einzigartig. Ein künstliches Paradies.

Bei einem seiner rauschenden Feste hatte einmal ein geladener Schriftsteller ein Gedicht von diesem Baudelaire vorgetragen. »Aus Paris«, hatte der Schreiberling, an dessen Namen sich Gentil nicht einmal erinnern konnte,

betont beiläufig erwähnt und seiner Künstlerpose war anzumerken gewesen, dass er den Eindruck, den diese Bemerkung auf die anwesenden Maler machte, sichtlich genoss. Einige hatten anerkennend genickt.

»Baudelaire ... Ja, ich habe ihn erst kürzlich am Montmartre in diesem Café getroffen ...«, setzte einer an, der damit prahlte, dass er erst einige Tage zuvor aus der Stadt an der Seine zurückgekehrt war, und wandte sich den um ihn gruppierten Anwesenden zu, die ehrfurchtsvoll an seinen Lippen hingen und weiter seinen nun hingehauchten Erinnerungen lauschten. Während er rezitierte, ließ er seinen Blick effektiv in eine unbekannte Ferne schweifen. Gentil hingegen sah schlicht eine Zimmerwand. Kein Wort verstanden hatte er von diesem unzusammenhängenden Kram, obwohl es sich um eine Übersetzung handelte. Diese Tintenkleckser waren nichts für ihn. Stuck hatte ihm fasziniert erzählt, dass in Pariser Künstlerkreisen viel Absinth und noch mehr Drogen im Spiel waren, dass es Dichter gab, die mit ihren Worten Hässliches und Abstoßendes in Kunstwerke verwandeln konnten, die den Rausch mit Buchstaben und Lauten abbildeten wie Gemälde einer dionysischen Orgie, was auch immer man sich darunter vorzustellen hatte. Dieser Worttausch, den der Schreiberling deklamierte, hieß »Die künstlichen Paradiese«. Paradies, ja, schön und gut. Aber künstlich? Gentil hatte den Kopf geschüttelt und gehofft, dass die Vorstellung bald beendet war.

Er mochte es eindeutig - und nicht nur angedeutet. Oder zumindest eindeutig zweideutig. Eindeutig zweideutig, das war auch genau das, was ihn mit Franz verband.

Er freute sich schon darauf, seine Bilder zu betrachten; all die wollüstigen Weiber und die düsteren Farben, herrlich. Es war genau nach seinem Geschmack.

Pariser Gedöns und künstliche Paradiese hin oder her, mit Wohlwollen bemerkte er, dass sein Wagen im Vorüberfahren auch im Hier und Jetzt der großen Stadt München einiges an Aufsehen erregte. Die Flanierer und Spaziergänger auf dem Gehweg blieben stehen und drehten sich nach ihm um, vor allem die Männer. War es sein Wagen, den er selbst entworfen und dessen Bau er überwacht hatte? Oder lag es an seinem eigenen Aussehen: dicke Wolljoppe, Künstlermütze, weißer Seidenschal, darüber ein Staubmantel und dazu ein selbstbewusster Schnauzer? Vermutlich die Mischung aus beidem. Was er hier spazieren fuhr, sah man auch als Großstädter nicht alle Tage. Geld gab es eben auch in der Provinz.

Während sich die Sonne auf dem glänzenden Bordeaux und Schwarz der geschwungenen Kotflügel spiegelte, bog er in die Auffahrt zur Stuck-Villa ein. Er wurde schon erwartet, das Tor öffnete sich. Sein Blick ruhte auf der weiß-goldenen Fassade und glitt empor zur Attika, wo nach wie vor, seit Jahren unbeirrt, zwei Götterprozessionen aufeinander zuliefen. Im Hintergrund konnte er den neueren Gebäudeteil erahnen, das ans Wohnhaus angebaute Atelier.

Johann, die gute Seele der Villa, hatte ihm geöffnet und er betrat das Haus durch das Vestibül.

Die grüne, schwere Bronzetür stand weit offen. Flüchtig grüßte Gentil das Gorgonenhaupt mit einem sanften

Streicheln seiner rechten Hand. Er war nicht abergläubisch, deshalb blickte er der Medusa direkt in die Augen. Ein herrliches Weib und eine herrliche Idee von Franz, seine Besucher mit dem Medusenblick zu empfangen. Da war sicher schon so mancher der Münchener Philistergemeinde zu Stein erstarrt. Die feinen Herrschaften, die sich im Glanz des Künstlerfürsten sonnen wollten, aber keine Ahnung hatten von seiner Kunst und hinter vorgehaltener Hand ihre Abscheu und ihr Entsetzen über seine gewagten Bilder weitertuschelten.

»Der Herr erwartet Sie im Empfangssalon, wie immer.«

»Danke, Johann. Ich finde allein hin, kenn ja den Weg.«

»Wie Sie wünschen, Herr Gentil.«

»Schandel, Johann, Schandel. Wir kennen uns schon so lange, Sie dürfen ruhig auch Schandel zu mir sagen.«

»Oh, vielen Dank, mein Herr.«

Mit einem kurzen Diener verschwand der gut aussehende Mann in Richtung Wirtschaftsräume. Franz' Postulat der Ästhetik betraf eben auch die Auswahl seiner Dienstboten. Gentil dachte an Berta. Wenigstens gut kochen konnte sie.

Doch Berta war weit weg und Gentil ließ sich wohlig von den Friesen und Ornamenten des Vestibüls umzingeln. Das schwarz-weiße Fußbodenmosaik war das Einzige, was ihm hier nicht so gut gefiel, der Kontrast war ihm zu hart, er mochte es eher Ton in Ton. Taube, Löwe und Schlange wiesen ihm den Weg die Treppe nach oben, die vertrauten Gefährten von Geselligkeit und Gastfreundschaft, Symposion, Tanz und Trunk. Genialer Einfall wiederum. Die Philister würden es nicht bemerken und nur für Schmuck und Beiwerk halten, aber die »Eingeweihten«, die wahren

Freunde der Kunst, würden sofort wissen, was sie in diesem Haus erwartete.

Gentil blieb einen Moment der Atem weg, als er die Tür mit den goldenen Ornamentbeschlägen zum Empfangssalon aufschob und ihm die ganze Gewaltigkeit der Farben und Symbole entgegenschlug. Die dunklen roten Samtvorhänge zum Musikzimmer waren zugezogen und wölbten leicht ihren Saum ins Empfangszimmer hinein, offenbar wurde dahinter gerade gelüftet. Gentil nahm einen schwachen Geruch von Weihrauch wahr; vermutlich hatte Stucks Mary gestern Abend wieder zu einem Konzert eingeladen.

Dadurch, dass der Durchgang zur Zimmerflucht bis auf einen Spalt verschlossen war, fiel wenig Licht in den Salon, was die goldenen Ornamentbänder, die den Raum unterhalb der Decke einrahmten, geheimnisvoll schimmern ließ. Blüten und Gorgonenhäupter wechselten sich ab und schufen eine besondere Atmosphäre: wie im richtigen Leben der Wechsel zwischen Schönem und Schrecklichem. Natürlich hatte sich Franz dabei etwas gedacht und nicht wahllos Verzierungen angebracht. Sie wanden sich auch um die blutroten polierten Steinplatten an den Wänden, durch die der Raum mit der mit Intarsien belegten Kassettendecke noch dunkler wirkte. Franz ließ sich seinen Geschmack etwas kosten, das musste man ihm lassen. Kerzenlicht brachte Leben in die blank polierten Flächen; die Gorgonenhäupter schienen sich etwas zuzuraunen. Diese Art der Rauminszenierung musste er sich merken. Mystische Lichtreflexe konnte er sich auch in seiner Villa vorstellen.

Gentil wurde das Gefühl nicht los, dass sich irgendetwas verändert hatte. Sein Blick blieb am Kamin hängen. Der grüne Serpentinit kontrastierte mit den roten Steinen und rahmte ein gemütliches Feuerchen ein, dessen Zungen ihre Häupter reckten. Genialer Einfall, das Tor zur Hölle. Leider gab es in seinem eigenen Haus keine Möglichkeit, einen offenen Kamin einzubauen. Der heimische Sandstein war ihm eigentlich auch lieber als das glatte grüne Mineral. Aber trotzdem, Respekt, die Verbindungstür zu Luzifers Reich gefiel ihm. Konnten die unbeliebten Gäste doch gleich alle zur Hölle fahren.

Im Dämmerlicht erhob sich nun die schlanke Gestalt seines Freundes aus einem rechteckigen Sessel, den Gentil hier noch nie gesehen hatte.

»Mein Freund!«

Mit theatralisch weit geöffneten Armen ging Stuck auf ihn zu. Lange ließ er seinen Blick auf Gentils Gesicht ruhen, während die Hände schwer auf dessen Schultern drückten.

»Wie schön! Wie geht es dir? Was machen die Geschäfte?«

Stuck hatte seine Augen mit Khol wie ein Ägypter schwarz umrandet, was seine Blässe noch unterstrich und mit seinem Haar um die Wette dunkelte. Er trug einen eleganten schwarzen Anzug über einem nicht mehr ganz tadellosen weißen Hemd, dessen oberste Knöpfe geöffnet waren. Die Schleife hing ungebunden schlaff vom Kragen herab. Gentil sah einen schweren goldenen Ring mit einem mächtigen Rubin an Stucks linker Hand. Allem Anschein nach hatte er sich seit gestern Abend nicht umgezogen.

»Gut, gut! Ohne meine Kreiselpumpen würdet ihr Münchener bald auf dem Trockenen sitzen.« Sein Lachen klang selbstzufrieden. »Jede Brauerei, die es sich leisten kann, baut die neueste Technik aus unserem kleinen Aschebersch ein. Ohne mich würdet ihr hier das Bier noch immer so brauen wie früher die Mönche im Kloster.«

Er streichelte auffällig über die Wölbung seiner Brieftasche, die sich auf der linken Brust abzeichnete.

»Morgen treffe ich mich in Schwabing mit einem Galeristen, der hat einen Heiligen Michael für mich.«

»Sieh an, sieh an, ein Heiliger Michael aus Münchener Geld, mein Freund wird nicht müde. Setz dich.«

Er wies auf einen weiteren dieser streng rechteckig gebauten Sessel und Gentil ließ sich auf den glänzenden grünen Stoff fallen. Seine Hände fuhren über die Löwenappliken am Kopf der Armlehnen.

»Sehr schön. Habe ich hier noch nicht gesehen, oder?«

»Nein, die Sessel sind meine neueste Errungenschaft. Ich wusste, dass sie dir gefallen würden.«

»Hast du sie beim Pariser Salon gekauft? Oder nein – der Löwe – vermutlich hast du sie aus Venedig mitgebracht. Der Markuslöwe!«

Stuck lachte auf.

»Weit gefehlt, Anton, weit gefehlt! Sieh dich um. Glaubst du wirklich, ich habe für diesen Raum irgendwo ein Möbelstück gefunden, das meinen Ansprüchen genügt und hier hineinpasst? Ich habe sie natürlich selbst entworfen und bei einem Polsterer in der Türkenstraße beziehen lassen. Der Seidendamast ist allerdings tatsächlich aus Italien, da hast du recht.«

Er reichte Gentil eine Zigarre.

»Dort hab ich auch deinen Otto getroffen.«

»Beim Polsterer?«

»Nein. In Schwabing.«

Stuck entließ einen Rauchkringel aus seinen gespitzten Lippen.

»Eine aparte Begleitung hat er dabeigehabt, wirklich apart. Weiß wie Schnee, schwarz wie Ebenholz, rot wie Blut ...«

Schwelgerisch hatte Stuck die letzten Worte gesprochen, aber ein leicht ironischer Unterton ließ Gentil aufhorchen.

»Zwanzig Jahre jünger als ich«, seufzte Stuck nun, »ach was, dreißig. Jung und schön, seine Teuerste. Im wahrsten Sinne des Wortes!«

Gentil hatte sich nicht getäuscht, die Süffisanz war nun nicht mehr zu überhören.

»Die ganze Entourage von Otto sah recht teuer aus. Er saß mit ihr und dem von Simmerl beim Jour in der Ainmillerstraße. Fesch, der Simmerl. Feine Stoffe, neuester Schnitt. Biberpelz am Kragen, der Gehstock mit Silberknauf. Dem hatte dein Sohn nur seinen Charme entgegenzusetzen.«

Ein Schatten war über Gentils heitere Laune gehuscht. Wer war dieser Simmerl? Stuck schien ihn zu kennen. Was trieb sein Sohn hier eigentlich? Otto. Es war Zeit, dass er seine Münchener Eskapaden beendete und nach Hause zurückkam. Schluss mit dem feinen, müßigen Großstadtleben. Er konnte ihn in der Fabrik gut gebrauchen. Das würde er ihm morgen, nachdem er den Heiligen Michael abgeholt hatte, klar machen müssen.

Schweigend pafften die beiden Männer eine Weile. Gentils Hand ruhte noch immer auf dem Löwenkopf. Die Möbel zum Raum passend zu entwerfen, war ein genialer Gedanke. Noch eine Idee für sein neues Reich in Aschaffenburg. Dass er nicht selbst darauf gekommen war.

»Heute Abend erwarte ich noch ein paar Freunde zum Kartenspielen und Rauchen. Ich hoffe, das ist in deinem Sinne, Anton?«

»Ehrlich, Franz, ein Treffen mit dir ohne einen dionysischen Abend wäre bloß das halbe Vergnügen. Es ist nicht nur in meinem Sinne, es gehört für mich dazu. Kommen auch ein paar hübsche Bacchantinnen?«

»Anton, Anton!« Lachend drohte ihm Stuck mit dem Zeigefinger. »Keine Weiberleute heute. Die reine Männergesellschaft ist doch in der Kunst die beste.«

»Apropos Kunst!« Gentil deutete auf das Gemälde über dem Kamin. »Was hast du mit den italienischen Herren hier oben gemacht? Die sehen irgendwie anders aus.«

»Ach, viel zu bunt waren die. Ich habe sie etwas meinem Geschmack angepasst und die grellen italienischen Farben übermalt.«

»Wieso hast du es nicht gleich abgehängt und ein eigenes Bild aufgehängt? Wie wär's mit der ›Sünde‹?«

Stuck zuckte mit den Achseln und lachte ein infernalisches Lachen, den Kopf in den Nacken geworfen, dabei blitzten seine Augen.

»Vielleicht mache ich noch etwas anderes draus, aber die ›Enthauptung des Johannes‹ passt doch gut, wenn man mit seinen Gästen plaudert, oder? Die ›Sünde‹ hängt jetzt in

meinem Atelier. Ich habe ihr dort einen Altar errichtet. Willst du ihn sehen?«

Gentil erhob sich begeistert. Er würde sich weitere Anregungen für sein Künstlerhaus holen. Wenn er in seinem Garten oder Atelier eine Möglichkeit zum Gießen und Metallwerken ergänzte, könnte er seinen Otto vielleicht auf die richtige Bahn locken, nämlich die Aschaffenburger. Mal sehen, wie Franz sich fürs Schaffen eingerichtet hatte.

Als die beiden Männer das Dämmerlicht des Raums verließen, schmerzte sie die Helligkeit des sonnigen Spätsommertags fast in den Augen. Stuck führte ihn aus der Villa heraus durch eine Art Säulengang hinüber zum Atelier, das auf diese Weise mit dem Hauptgebäude verbunden war.

»Willkommen, mein Künstlerfreund. Willkommen im Reich von Kunst und Eros.«

Stuck trat einen Schritt zur Seite und gab einen riesigen Altar frei, der bisher hinter seinem Rücken versteckt geblieben war.

Über zwei Büsten, von denen die linke eindeutig Mary als Tänzerin zeigte und die rechte einen Athleten, mit dem sich Stuck zweifellos selbst meinte, thronte eines der Kunstwerke seines Freundes, das Gentil am meisten liebte. Ein bleicher, nackter Frauenkörper wurde fast von der Dunkelheit verschluckt, die seltsam bewegt wirkte. Erst nach längerem Hinsehen erkannte der Betrachter einen dicken, schwarz glänzenden Schlangenkörper, auf dem ein gezacktes Muster verlief und der sich um den Körper der Frau schlang. Der dickste Teil des Schlangenkörpers wand

sich zwischen ihren Beinen nach vorne. Der Kopf des Reptils war dem Betrachter zugewandt. Das schreckliche Maul stand offen und die spitzen Zähne, an denen Fäden von Gift herabrannen, blitzten hervor. Die grünen Augen funkelten gefährlich. Sie schien wie zum Sprung nach vorne, aus dem Rahmen heraus, bereit. Und doch war sie untrennbar mit dem Frauenkörper verbunden. Das lockige schwarze Haar der Frau, das ihr schönes angedeutetes Gesicht und ihren Oberkörper einrahmte, hob sich kaum vom Hintergrund ab. Eine Strähne fiel seitlich herab und endete genau an ihrer Scham. Gentil musste ein paarmal schwer ein- und ausatmen angesichts dieser aus Öl auf Leinwand gegossenen Wollust. Auch die Frau blickte wie die Schlange den Betrachter direkt an; sie war die Schlange.

»Hier kommt sie viel besser zur Geltung, findest du nicht?«

Stucks Worte unterbrachen die andächtige Stille. Überwältigt drehte sich Gentil um.

»Franz! Was für ein Weib! Ein Meisterwerk. Es ist ein Gesamtkunstwerk, dieses Haus. Ich beneide dich um deine Begabung.«

Er kannte nichts Vergleichbares, hatte auf seinen Reisen nichts gesehen, was Stucks Villa nahekam. Sie gehörten untrennbar zusammen, Stuck und sein Musentempel, der Künstler und seine selbst erschaffene Welt. Dachte er an seine eigene Villa in der Grünewaldstraße, war sie das Museum und er der Sammler in seiner selbst gekauften Welt. Stuck war durch sein Talent an Geld gekommen, so

wie er. Nur dass Stuck die Kunstwerke malte und er sie kaufte. Die Liebe dafür war jedoch dieselbe.

»Komm mich in Aschaffenburg besuchen. Setz einmal den Fuß heraus aus deinem München und gib mir in der Provinz ein paar Ratschläge für mein neues Haus.«

Stuck lachte wieder sein infernalisches Lachen.

»Ich kann hier nicht weg. Ich kann meine Werke nicht allein lassen. Und das wichtigste Kunstwerk in dieser Villa würde dann fehlen: ich!«

Beide Männer schüttelten sich vor zustimmendem Gelächter.

3

Als Gentil am nächsten Morgen im Gästezimmer erwachte, brummte ihm der Schädel. Stuck hatte beim gestrigen Kartenabend alles aufgefahren, was die Münchener Bohème so hergab – vor allem, was die Genussmittel betraf. Zigarren und Opiumpfeifen, verschiedene Absinthsorten aus Paris, Champagner aus Reims, den Frankenwein, den er selbst aus der Heimat mitgebracht hatte. Die Bezeichnung »Bocksbeutel« hatte noch nicht jeder der Gäste gekannt. Über das »Bock« hatten sie sich den ganzen Abend ausgelassen und dem Wein aphrodisierende Wirkung zugeschrieben.

Glücklicherweise hatte es auch normales Bier gegeben, das war Gentil immer noch am liebsten. Für den Zustand seines Kopfes waren mehrere Augustiner verantwortlich, gepaart mit dem Dunst der Opiumpfeifen. Stuck übertrieb aber auch immer maßlos, kein Wunder, dass er so bleich war.

Im Vergleich zu den übrigen Räumen der Villa war das Frühstückszimmer verhältnismäßig schlicht gehalten und ungewöhnlich hell. Diese Helligkeit konnte er momentan nicht gut gebrauchen, Dämmerlicht wäre für seine Augen weniger schmerzhaft gewesen.

Gentil ließ seinen Besuch Revue passieren. Auf jeden Fall wollte er für sein Haus auch eigene Möbel entwerfen. Nur so würden die Räume perfekt sein. Wie sollte es ein Möbelstück geben, das genau zur Einrichtung passte?

Bisher hatte er sich keine Gedanken darüber gemacht, denn er war noch zu sehr mit der Ausgestaltung und dem Schmuck der Wände beschäftigt gewesen.

Sehr gut gefielen ihm auch die Friese und Ornamentbänder, die Stuck in der ganzen Villa angebracht hatte. In seinem Haus würde aber Schnitzwerk besser passen. Er würde die Holzgeländer verzieren. Es würde Wochen und Monate dauern, die Balken und Holzdecken zu bearbeiten, vielleicht sogar Jahre. Selbst die Gartengestaltung hatte ihn zur Nachahmung angeregt. Unbedingt gehörte in den Garten seiner Villa eine Skulptur; in den seines Wohnhauses auch. Er hatte schon eine Idee: Er würde eine lebensgroße Skulptur von sich selbst gießen, aber in der Art, wie die Büste von Stuck auf dem Altar der »Sünde« gestaltet war: als griechischen Helden, als Athleten, als kraftvollen Mann, der er nun einmal war. Koste es, was es wolle - er musste genau so eine Künstlervilla besitzen wie Stuck, nur eben nach seinem eigenen Geschmack.

Er konnte mit gutem Grund die nächsten Jahre in seiner Villa verbringen, weitab vom Leben mit seiner Frau und seinen Kindern. Selbst Otto würde er nicht sehen, wenn erst einmal die Werkstatt fertig eingerichtet war. Sobald er zurück in Aschaffenburg war, würde er sich an die Planung setzen. Je eher Otto sich um die Kreiselpumpen in der Fabrik kümmern würde, desto mehr Zeit hätte er dafür. Eine herrliche Vorstellung, deren Verwirklichung er sich von keinem mehr nehmen lassen würde. Schon gar nicht von Otto, auch wenn es ihn bestimmt einiges an Überredungskunst kosten würde, ihn aus der Großstadt

zurück an den beschaulichen Main zu locken. So gerne er sich bei Stuck aufhielt und so fasziniert er von dessen Welt war, es musste seinem Sohn doch klar sein, dass das hier nicht das wirkliche Leben war, sondern nur eine große, schillernde Seifenblase. Dass Otto hier seine besten Jahre an den Exzess verschwendete, war ihm unverständlich. Er würde ihn auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Und den der Pumpenfabrik.

Das Frühstück hatte ihn nicht wirklich wiederbelebt. Mokka aus einer zierlichen silbernen Kanne, perlmutterne Löffel auf dem dicken, gestärkten Tischtuch. Alles war vom Feinsten, aber Bertas Spiegeleier blieben nun einmal unübertroffen. Wo blieb Stuck?

Als ob er seine Gedanken gelesen hätte, tänzelte Johann mit ernster Miene in den Raum.

»Der Herr ist unpässig. Er ist soeben erst erwacht.«

Flink räumten Johanns zarte Hände Gentils Teller ab.

»Kein Wunder!« Gentil schmunzelte. »Lassen Sie ihm ausrichten, dass ich zu meinem Termin aufgebrochen bin, der Heilige Michael, er weiß Bescheid.«

In diesem Moment schob sich der Samtvorhang auf.

»Ich werde nicht mehr lang leben, Anton, ich spüre es. Meine Kraft geht zu Ende.«

Gentil wusste zunächst nicht, ob Stuck es ernst meinte oder ob er sich mit diesen Äußerungen wieder spöttisch über das Leben der Normalsterblichen mokierte.

»Meine Kräfte schwinden dahin; wie der Winter die Lebenskraft aus diesem Baum dort vor dem Fenster saugt, so saugt die Kunst mir das Blut aus den Adern. Ich habe meine ganze Schaffenskraft meiner Generation geschenkt -

wie Perlen vor die Säue habe ich mich weggeworfen, denn die meisten sind doch Philister und Täuscher und verschmähen, was sie achten sollten. Du verstehst mich. Du hast mich noch nie benutzt und ausgesaugt. Anton – du Freund. Komm an meine Brust!«

Mit dem Pathos eines Predigers ging Stuck mit ausgebreiteten Armen durch das Zimmer auf ihn zu. Gentil sah einen goldenen Lorbeerkranz in seinem Haar stecken. Zusammen mit dem noch nachtwirren Haar und den Bartstoppeln im Gesicht sah Franz aus wie einer seiner Faune oder Kentauren. Widerwillig erhob Gentil sich vom Frühstückstisch und ließ sich in die Arme schließen, bemüht, nur wenig einzuatmen, denn Stuck roch nach Schweiß und schwerem Parfüm, nach Opium und dem beißenden Alkoholgeruch des Absinths. Das Khol, das seine Augen gestern noch vor dem abendlichen Exzess wirkungsvoll hervorgehoben hatte, war nun verschmiert und hatte sich zu münzgroßen Augenschatten vergrößert.

»Nicht doch, Franz, nicht doch«, versuchte er, ihn zu beschwichtigen, »nicht doch. Ich danke dir für dein Vertrauen, aber du übertreibst. Du übertreibst wirklich. Du bist ein anerkannter Künstler, du hast sogar internationalen Erfolg, denke nur an deine Ausstellungen in Paris. Alle lieben dich.«

»Pah, alle. Ich pfeife auf das Urteil von allen. Keine Ahnung haben sie. Rennen den falschen Ideen hinterher. Aber du verstehst mich. Du weißt meine Kunst zu schätzen, ich erkenne es an deinem Blick, wenn du meine Bilder ansiehst. Du wirst bald eine Villa haben, ganz wie die meine, angefüllt mit Werken nach deinem Geschmack,

selbst gemacht und gesammelt, genau wie ich. Du machst es richtig.«

»Aber nein«, wehrte Gentil ab, »hör auf, mir so zu schmeicheln.«

Er spürte dennoch eine angenehme Wärme, die sich in ihm ausbreitete und vom Bauch her aufwärts zog.

»Oh doch, mein lieber Gentil«, fuhr Franz fort. »Wir haben vieles gemeinsam, weißt du? Wir sind fast gleich alt, eine Generation. Wir lieben die Schönheit und die Kunst. Und was noch wichtiger ist: Wir mögen die Menschen nicht, sondern begegnen ihnen mit größter Skepsis.«

Gentil nickte zustimmend. In diesem Punkt zumindest hatte er recht. Hier schlug sich die Brücke von der Großstadt in die Provinz.

»Wir formen uns unser eigenes Reich, du und ich, jeder auf seine Weise. Ich schaffe mehr, als ich kaufe, du kaufst mehr, als du selbst schaffst. Ich bevorzuge das Erhabene, du lässt dich auch auf Bauernkunst ein, wenn sie dir gefällt. Aber was wir bei unseren Käufen gemeinsam haben, ist, dass wir jeden Pfennig dessen, was wir dafür ausgeben, selbst verdient haben. Mit der Kraft unseres Geistes und unserer eigenen Hände Arbeit.«

Gentil räusperte sich verlegen. »Nun ja ...«, setzte er an.

Doch Stuck unterbrach ihn: »Unserer eigenen, begnadeten Hände Arbeit. Wir haben unser Reich geschaffen und unsere Ahnen übertroffen. So weit, dass wir uns von ihnen gelöst haben und einzigartig geworden sind ...«

Dieses Pathos ging Gentil nun wirklich zu weit. Dass er sein Vermögen mit eigener Hände Arbeit erworben hatte,

stimmte. Aber einzigartig war seine Kunst nicht, das wusste er. Darauf kam es ihm auch gar nicht an. Hauptsache, sie gefiel ihm, das war für ihn das Wichtigste. Dass sie viele Gemeinsamkeiten hatten, stimmte auch. Er hatte es vom Sohn eines einfachen Bäckers und Glasergesellen in der Kunstglaserei seines Onkels zum Fabrikanten, und zwar zum derzeit größten seines Heimatstädtchens, gebracht. Stuck stammte aus einer Müllersfamilie und hatte das Glück gehabt, dass sein Talent früh erkannt und gefördert worden war. Während Franz ein Gratwanderer zwischen den Welten war, war er, Anton Gentil, immer bodenständig geblieben. Dieses Künstlergetue ging ihm auf die Nerven. Es war höchste Zeit abzureisen, wenn er seinen Freund als solchen in guter Erinnerung behalten wollte.

»Anton, komm mit. Ich will dir etwas zeigen.«

Er führte ihn in sein Schlafzimmer.

»Da. Setz dich da hin.« Stuck deutete auf sein zerwühltes Bett, das von mehreren schweren dunkelroten Damastdecken mit orientalischem Muster bedeckt war.

In diesem Zimmer war Gentil noch nie gewesen und es übertraf an Schwulst und Opulenz alle anderen Räume der Villa. So etwas sah er zum ersten Mal. Obwohl kaum Tageslicht durch die geschlossenen Vorhänge fiel, konnte er goldene Muster erkennen, die auf der Seidentapete mäanderten. Die Kerzenleuchter, die ebenfalls golden waren, trugen Verzierungen aus Halbedelsteinen, die die Flämmchen reflektierten.

Direkt gegenüber dem Bett hing etwas, was mit einem schwarzen Tuch verhängt war. Offenbar ein Gemälde.

»Es ist mein mächtigstes Werk, Anton. Es beherrscht mich, ich komme nicht davon los. Es starrt mich an. Sie starrt mich an.«

Franz von Stuck steigerte sich in eine Rede hinein, die er mehr für sich selbst als für Gentil zu halten schien.

»Diese wahnsinnigen Augen, ich ertrage das nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich kann sie nicht mehr ansehen.«

Und mit einem Ruck zog er - wie um sich zu widersprechen - das Tuch nach unten.

Gentil durchfuhr es eiskalt. Von der Leinwand starrten zwei weiße Augen auf ihn herunter. Um das bleiche Gesicht wimmelten in sich verschlungene Würmer, Schlangen mit smaragdgrünen Augen. Was er sah, faszinierte ihn und er konnte den Blick trotz des Grauens, das ihn erfasste, nicht abwenden.

»Aber - das ist doch deine Medusa! Die aus dem Vestibül!«, rief er aus.

»Das Gorgonenweib - es will meinen Untergang!«

Stucks Stimme überschlug sich fast.

»Nimm sie von der Wand!«, schrie er Gentil an.

»Aber sie gehört doch dahin, du hast sie für diese Wand gemalt.«

»Nimm sie von der Wand, sag ich dir! Nimm sie mit dir, nimm sie, als Zeichen unserer Verbundenheit, und rette mich vor ihr, bevor sie meinen Untergang erreicht hat.«

Stuck gab ihm einen Stoß in Richtung des Bildes.

Zögernd ging Gentil darauf zu.

»Na los, nimm sie ab! Möge sie dir mehr Glück bringen als mir. Und nun verschwinde! Geh mir aus den Augen mit ihr. Geh!«

Gentil nahm das Bild ab, versuchte, es unter den Arm zu klemmen, und wandte sich zur Tür.

Stuck war rasend geworden. Er warf sich auf sein Bett und trommelte heulend und schluchzend auf dem dicken Stoff herum. Gentil erinnerte sich, dass er schon einmal gehört hatte, dass die Drogen am nächsten Tag in eine Depression umschlugen. Das Verhalten seines Freundes konnte er sich nicht anders erklären. Auf einmal kam er sich vor wie in einem Albtraum, die dunklen Zimmer, die drückenden Muster, die Tierwesen, der Opiumdunst, der noch in den Stoffen hing.

»Geh jetzt endlich! Nimm sie mit dir, ich ertrage sie nicht länger, geh!«, wimmerte Stuck in die Kissen. Und Gentil folgte der Aufforderung halb verwundert, halb erleichtert.